



**Simone Schönett**

**Oberton  
und Underground**

Novelle





Simone Schönnett

# **Oberton und Underground**

Novelle



»Oberton und Underground« von Simone Schönnett ist der sechste Band der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Edition. Interessent/-inn/-en wenden sich bitte an [abonnement@edition-meerauge.at](mailto:abonnement@edition-meerauge.at)

Titelbild: Marika Schmiedt, Wien, <http://marikaschmiedt.wordpress.com>

Schrift: Sabon Roman, 9,5 Punkt  
Titelschrift: Frutiger Black, 11 Punkt  
Gedruckt auf: 100 g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Angelika Klammer, Wien  
Logo & Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien  
Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH,  
St. Stefan im Lavanttal, [www.theiss.at](http://www.theiss.at)

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn  
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt 2012  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Austria  
ISBN 978-3-7084-0473-8

Unterstützt von



Österreichisches Bundesministerium für  
Unterricht, Kunst und Kultur, bm:ukk

Kulturabteilung des Landes Kärnten

*»Nahezu höchst wahrscheinlich  
ist da keine Verführung,  
nahezu höchst wahrscheinlich ist da kein Strom,  
gewiß höchst wahrscheinlich  
ist die Höhe durchdrungen,  
gewiß gewiß ist die Zielscheibe gereinigt schon.  
Komm und sitz, komm und verweile,  
komm und umgib, komm langsam  
und Alter wird nicht weniger.«*

*Gertrude Stein, Tender Buttons*



Der wahre Lohn eines Künstlers, heißt es, sei der Applaus.

Doch was wirklich zählt, ist die Stille davor. An ihrer Dauer misst man den Erfolg; den Gehalt des Werks. Sie sagt alles.

Aber zugegeben: Selten ist es still genug.

Eigentlich seltsam: Die Stille vor dem Applaus, nach ihr sehnt man sich. Aber vor einer anderen empfindet man Furcht, da mag der Beifall noch so groß sein, der Applaus regelrecht aufbranden. Da können Bravorufe ertönen oder stehende Ovationen erfolgen, selbst im größten Jubel wird man schon lauern auf den nie vorhersehbaren, aber immer vorhersagbaren Moment, Höhe- und Wendepunkt zugleich, wenn die Klatschenden einem einzigen Rhythmus folgen.

Die Stille danach.

In nichts gleicht sie jener davor.

Ich sehe es an ihren Füßen. Meine Mutter ist nervös. Sitzend noch versucht sie wegzulaufen, weg von dieser Bühne, hinaus aus dem Theater. Mit ihren grünen Pumps macht sie Tritte in die Luft und auf den Boden, ein lautloses Trappeln und Tänzeln, wie um sich von dort oben abzufedern.

Aber sie bleibt. Und die beiden Männer neben ihr, die bleiben auch.

Rechts von ihr: mein Vater. Breitbeinig sitzt er da, entspannt, äußerlich. Doch ich sehe auch sein Unbehagen. Wegen dem Mann, der links von meiner Mutter sitzt. Herbst, Rainer Herbst. Er ist 82 und hat etwas von einem zerklüfteten Gebirge. Aber seine Augen wirken jung, sie streifen ständig durch das Publikum.

Ich senke jetzt lieber meinen Blick. Wegen der Ähnlichkeit mit meiner Mutter. Und aus Solidarität mit Vater.

Bislang habe ich Herbst bloß auf Fotos gesehen. Aber sein Name war mir seit meiner Kindheit ein Begriff. In den Gesprächen meiner Eltern ist er oft aufgetaucht. Einmal, ich war acht oder neun, da hatten sich meine Eltern heftig gestritten. Anlass war ein Hörspiel von Herbst, das gerade im Radio lief. Damals hatte ich nicht verstanden, worum es bei diesem Streit ging; als Kind hat man ja wenig Vorstellung von Eifersucht unter Paaren oder deren Konkurrenz.

Jetzt beginnt – mit Klavierspiel – der Festakt für Herbst. Er wird an diesem späten Nachmittag für sein literarisches Lebenswerk ausgezeichnet. Was, wie mir meine Eltern versichert haben, mit einer nicht unbedeutlichen Summe verbunden ist. Und sicher mit endlosen Reden, die noch erfolgen werden, weil es ein staatlicher Preis ist, der vergeben wird.

Dass Herbst sich für diese Auszeichnung ausdrücklich die Kollegen Ida Schwann und Juri Böhm auf die Bühne gewünscht hat, irritiert in diesem Stadttheater wohl niemanden. Um wie viel mehr waren es meine Eltern gewesen, anfangs. Doch ihr Verleger hat dann mit hohen Lesehonoraren beim Zerstreuen ihrer Irritation geholfen.

Mutters Gedichte. Vaters Geschichten. Und was noch alles auf die Bühne kommen wird.

Das Klavier, wie Geplätscher, während ich versuche, mir vorzustellen, was meine Mutter fühlt, dort oben zwischen den beiden Männern. Wie es wohl ist, dieses Wiedersehen vor so vielen Augen, nach so langer Zeit?

Sie sind erst auf der Bühne aufeinandergestoßen, haben sich die Hände geschüttelt, schnell, freundlich, professionell.

Und jetzt sitzen sie da, in einer Art wortloser Dreifaltigkeit am Beginn dieses Feierakts.

Ich kann nicht einmal ahnen, wie es ihr jetzt geht. Denn ich liebe Frauen. Frauen und Viecher, wie meine Mutter spottet. Ich nehme ihr das nicht übel. Mit meiner sexuellen Orientierung hat sie kein Problem, nie gehabt. Und gegen Tiere hat sie eigentlich auch nichts. Trotzdem hätte sie es lieber gehabt, wenn ich Künstlerin geworden wäre.

Das Talent zum Zeichnen, das ich zwar habe – verschwendet zugunsten von Pferden. Ihr ist das unverständlich. Aber ich konnte die *Viecher* seit jeher besser berechnen als die Menschen und wusste schon früh, dass ich lieber mit ihnen arbeiten wollte.

*Ich möchte lieber nicht.* Dieses Zitat geht mir den ganzen Tag nicht mehr aus dem Sinn; aus dem Buch *Bartleby der Schreiber* von Melville, das die Eltern so lieben und das zu lesen sie mich immer versucht haben zu überreden.

Bevor wir hierherkamen, waren wir noch in einem Café, bereits dort zappelte Mutter herum, rauchte zu viel, trank Bénédictine und sagte: *Ich möchte lieber nicht*, worauf Vater und sie lachten und mich mit diesem Lachen wieder einmal draußen ließen.

Bis zum Bühneneingang habe ich die Eltern begleitet und Mutter noch schnell gesagt, dass sie gut aussehe. Weil ich wusste, dass sie das beruhigen würde. Und weil es stimmt. In diesem raffinierten grünen Kleid wirkt sie auch mit ihren 56 noch ziemlich sinnlich, und

die paar grauen Strähnen machen ihre Mähne nur attraktiver. Komisch eigentlich: Trotz aller Eitelkeit hat sie nie damit begonnen, ihre Haare zu färben.

Mein Vater wollte seine speckige, schwarze Lederhose anziehen. Aber Mutter hat ihn in einen grauen Seidenanzug gesteckt, der ihm zugegebenermaßen wirklich gut steht; auch mit 64 zieht mein Vater noch die Blicke der Frauen auf sich. Wenigstens trägt er seine Stiefel, die er zwar geputzt hat, an deren Sohlen aber noch immer eingetrockneter Pferdemit klebt. Dieses Wissen wird mir helfen, den kommenden Mist durchzustehen.

Das Klavierspiel ist kaum verklungen, da stürmt der Verleger meiner Eltern schon auf die Bühne, was wirkt, als bekäme er und nicht der Pianist den Applaus. Riem ist auch der Verleger von Herbst.

Ich bin ihm im Jahr zuvor im Haus meiner Eltern begegnet. Er ist einer, der sich nach dem dritten Schnaps die Krawatte lockert und sie nach dem fünften dann so einfach ablegt wie seine sogenannte Seriosität.

Fest liegt der Knoten des roten Schlipses um seinen Hals, über einem Adamsapfel, von dem ich weiß, wie er aussieht: blau geädert und welk werdend. Fest ist auch seine Stimme, als er sagt, dass er stolz sei, einen so bedeutenden Autor wie Herbst an seinen Verlag gebunden zu haben. Dass Herbst sich lange geziert habe, erzählt er. Und dass die Vergabe des großen Preises für sein Lebenswerk ihm als Verleger auch die Wichtigkeit der Verlage zeige, wo noch der persönliche Kontakt gepflegt werde. Er redet davon, dass Rainer Herbst für ihn als junger Buchhändler der große, unerreichbare Literat gewesen sei, den er aus der Ferne bewundert habe. Dass ihm dessen glasklare Prosa das Schreiben ein für alle Mal ausgetrieben habe, er aber dafür dankbar sei, denn sonst wäre er ja heute nicht in

der glücklichen Lage, als Verleger von Rainer Herbst hier zu stehen.

Er spricht über die schönen Künste und deren Unermesslichkeit und über den Humanismus. Von Herbsts unerbittlichem Blick auf die Wirklichkeit, deren Zeichen und Bedeutung, redet er. Davon, wie deutlich Herbst immer Taten und Täter benennt. Und von Herbsts ganz eigenem Humor.

Er drückt nun seinen Dank gegenüber denen aus, die Herbst für diesen Preis nominiert haben. Und die Dankbarkeit für jene Institutionen und Personen, die ihn finanzieren.

Dieser Schwätzer, ich kann ihm einfach nicht zuhören. Wie großsprecherisch er tut und alle Beteiligten aufbläst.

Erst als die Füße meiner Mutter, zum ersten Mal, seitdem sie dort oben auf der Bühne sitzt, ruhig werden, horche ich wieder auf. Riem redet jetzt von den Traumbildern und Wortwelten in Ida Schwanns Gedichten. Kein Wunder, dass sie so stillhält, jetzt.

Ich sehe dieses Lächeln, das sie immer nur trägt, wenn von ihr als Poetin die Rede ist. Eine Mischung aus Unsicherheit, Eitelkeit und Stolz. In meiner Jugend hätte ich noch gesagt Selbstsucht – und ich habe ihr diese weiß Gott häufig vorgeworfen. Ihre Egozentrik, ohne die sie es nicht geschafft hätte, sich als Dichterin durchzusetzen. Aber die Art, wie sie jetzt, wegen der Bénédictines von vorhin, ihr Haar aufplustert, geht mir trotzdem auf die Nerven.

Sie wirkt entspannt. Aber ich spüre ihre Anspannung. Sie sitzt so, als drücke sie ihr ganzes Körpergewicht auf den Ballen ihres rechten Fußes. Scheinbar reglos holt sie sich die Kraft zum Abfedern, wie ein Raubtier vor dem Sprung.

Jetzt erhebt sie sich: Das Kleid fällt in einer fließenden Bewegung mit ihrem Haar. Das hat sie sicher stundenlang vor dem Spiegel ausprobiert. Ihr Gestöckel über die Bühne, auf Riem zu, der ihr entgegenkommt, ihr die Hand küsst – so was liebt sie –, wie sie sich von diesem Ekel ans Pult geleiten lässt, wie huldvoll; schleierhaft, weshalb meine Mutter so gerne mit dem Mythos des schwachen Weibchens spielt.

Stille entsteht. Besser gesagt, sie lässt sie entstehen, indem sie Blätter aus ihrer Tasche nimmt, sie entfaltet und glatt streicht.

Ich weiß um ihr Lampenfieber. Doch man merkt es ihr nicht an.

Dagegen zieht sie sich jetzt ihre Theaterstimme an, so aufwendig wie vor Stunden ihr Kleid.

»Für Rainer Herbst. Zum Festakt: Gedichte«, sagt sie, macht eine kurze Pause, blickt ins Publikum und beginnt zu lesen.

Mutters Gedichte, denen man sich, wenn sie sie vorliest, nur schwer entziehen kann, wegen dem dunklen Timbre. Doch verstehen konnte ich sie noch nie, diese Wortbilder, die Vater im Spaß manchmal *zwiebelgehäutet* nennt.

Komisch, sie liest nun auf Englisch – und es klingt gar nicht so versponnen.

*Love u for the blue / pyjama / love u through / although the blue / the blue pyjama and / the ancient brain.*

Diesen Satz werde ich behalten; vielleicht verdrängt er endlich den anderen. Wobei, wenn ich mir Herbst anschau, wie er meine Mutter ansieht, dann doch eher: *Ich möchte lieber nicht.*

Die folgenden Gedichte sind auf Deutsch. Und ich bekomme nur Ahnungen mit, von *Geflügelregen* und

dass vom *Bitterling* mehr als nur der *Hut* gekostet wurde. Von *geraunten Fadensängen* höre ich. Und dass es irgendwo innen *exorbitant* sei.

In Mutters Gedichten ist zumeist viel von Pflanzen und Farben die Rede. Doch was sie heute liest, ist irgendwie anders.

Das letzte Gedicht hat sie auch als solches angekündigt, es heißt *dass* und zentriert sich, wie mir scheint, um dieses Wort, das mit Andeutungen von Möglichkeiten endlos variiert wird.

Der Applaus für sie beginnt nach kurzer Stille, ein wenig zögerlich zuerst, dann einmal freundlich aufbrandend, um rasch wieder zu verebben.

Mutter, noch immer am Pult, steckt ihre Blätter wieder ein, neigt leicht ihren Kopf und dankt, dann schreitet, nein, stolziert sie vom Podium über die Bühne zurück. Kaum, dass sie sitzt, fragt sie meinen Vater aber schon stumm, wie sie denn gewesen sei. Gut, bedeutet er ihr. Sehr gut, legt er noch nach, woraufhin sie sich rasch beruhigt.

Verleger Riem ist sogar beim Ankündigen der *Laudatio* geschwätzig. Ein gewisser Doktor Zavo wird sie halten, ein überaus einflussreicher und bedeutender Germanist, wie mir meine Eltern auch schon gesagt haben. Riems Ehrfurcht macht mir Zavo von vornherein unsympathisch. Doch als er dann, von rechts, die Bühne betritt, ein Mann in Herbsts Alter, aber viel weniger verbraucht, wirkt er angenehm bescheiden.

Ein kleiner, drahtiger, über Achtzigjähriger im dunklen Anzug und ohne Krawatte, der ohne Umschweife damit beginnt, dass die Wirklichkeit immer schon eine üble Sache gewesen sei. Vereinzelt Lacher im Publikum.

Die Rede dreht sich anfangs um Herbsts Sarkasmus, dann um Satire. Von Herbsts Wirklichkeitsbekämpfung spricht er und von einer ganzen Reihe von Prosatexten, Theaterstücken und Hörspielen, von Dekonstruktion und von Geheimschrift, von Zeichen, und wieder folgen Aufzählungen von Texten Rainer Herbsts, die ich allesamt nicht kenne.

Je länger die Aufzählung von Herbsts Werken wird, desto deutlicher erscheint über der Nasenwurzel meines Vaters diese eine Furche. In meiner Kindheit habe ich sie oft gesehen, wenn meine Mutter und nicht er ein Literaturstipendium bekommen hatte. Doch das ist lange her. Jetzt ist er erfolgreich. Sein vorletztes Buch, ein spannender Thriller, etikettiert als Kriminalroman, war sogar so was wie ein Bestseller.

Das, was er sich immer gewünscht hatte, ist wahr geworden. Und trotzdem sehe ich den Neid in seinem Gesicht, er wächst mit den Lobworten auf Herbst. Neid. Herbst hat zeit seines Lebens höchstens dreitausend Leser gehabt. Das hat Vater doch gesagt, noch vorhin, in dem Café. Und jetzt, wo von Herbsts Kunstsinnigkeit die Rede ist, fühlt er sich plötzlich unterlegen.

Was hat Mutter gesagt? Dass es keinen Zweiten gibt, der so mit Sprache umgehen kann wie Herbst. Und dass er nach seinem Tod noch berühmter werden wird. Doktor Zavo sagt die ganze Zeit über ungefähr dasselbe über Herbst, aber ausführlicher. Ziemlich verkopft, dieser Mensch. Aber nicht unangenehm.

Jetzt führt er Herbsts scheinbares Dauerthema, die verdrängte Nazivergangenheit, aus. Kein Wunder, dass Herbst und meine Mutter sich so viel zu sagen hatten, einst. Jetzt aber müssen sie noch eine ganze Weile schweigen, gemeinsam mit meinem Vater und seiner Nasenfurche.

Vom Sterben ist in der Laudatio nicht so direkt die Rede. Aber der erst kommende Erfolg, der schwingt schon mit. Ziemlich morbide eigentlich.

Zavo verschwindet nach der Laudatio so unaufgeregt von der Bühne, wie er gekommen ist. Ein kurzes Stück am Klavier, eine Art Intro für den hochoffiziellen Teil, den Riem wieder überschwänglich ankündigt: die Rede der Kulturministerin. Sie schmeichelt Herbst, aber was sie sagt, fällt dennoch wohltuend knapp aus.

Als sie den Mäzen, der, wie ich es verstehe, zu den öffentlichen Geldern noch einiges dazugelegt hat, auf die Bühne bittet, bin ich erstaunt, denn ein höchstens Vierzigjähriger erscheint, der irgendwie Erfolg und Beamtentum zugleich verkörpert.

In der Hand eine Art Trophäe, aus Stahl, soweit ich das von hier erkennen kann. Sieht aus wie ein nach links gebogener Träger, höchstens zwanzig Zentimeter groß. Er will offensichtlich nicht mal mit Namen vorgestellt werden und auch nichts sagen. Darum bittet die Ministerin jetzt Herbst zur »feierlichen Übergabe«, wie sie sagt.

Herbst, während der ganzen Laudatio hat er genickt, fast unmerklich, aber doch sichtbar. Jetzt aber wirkt er wie ein hochnervöser Araber kurz vor dem Durchgehen.

Als er über die Bühne schlurft, sehe ich, wie ihm der Blick meiner Mutter folgt.

Der Mäzen kommt ihm entgegen, auf Bühnenmitte treffen sie zusammen. Der Jüngere deutet eine Verbeugung an, reicht Herbst, der ernst dreinblickt, nun voller Respekt zuerst die Hand und übergibt ihm schließlich, ganz unspektakulär, die Trophäe.

Für einen kurzen Moment bleibt er neben Herbst, der keine Miene verzieht, stehen, dann tritt er merklich in den Hintergrund.

Die Ministerin bittet Herbst nun um seine mit Vorfreude erwartete Dankesrede.

Herbst hält diese Plastik in der linken Hand und circa auf Hüfthöhe, als er, ziemlich entschlossen, zum Mikrofon geht. Die Ministerin verzieht sich diskret an den Bühnenrand, der sie alsbald verschluckt.

Plötzlich liegt eine Erwartung im Raum. Die aber gleich wieder zusammenfällt, denn Herbst sagt nur einen einzigen Satz:

»Alles, was zu sagen ist, steht in meinen Werken.«

Er hat eine ungewöhnlich tiefe Stimme, dieser Herbst. Sehr einprägsam. Doch leider spricht er nicht weiter. Er geht, die Stahlrophäe achtlos wie eine Zeitung unter den Arm geklemmt, schon wieder in Richtung seines Sitzplatzes, als endlich jemand zu klatschen beginnt.

Als der Applaus richtig einsetzt, bleibt Herbst überrascht stehen.

Er deutet mit fragender Geste auf das, was er unter dem Arm trägt. Der Applaus wird daraufhin lauter.

Jetzt macht er eine hinreißende Verbeugung, ganz altmodisch, einen *Diener* von anno dazumal, der ihn kurz ziemlich jung aussehen lässt.

Er muss einmal ein schöner Mann gewesen sein. Doch jetzt ist er ein Alter, der den Beifall brummig abwinkt und sich dann zu meinen klatschenden Eltern setzt.

Mein Vater zollt, vielleicht eine Spur zu distanziert, doch nicht unherzlich, Beifall. Aber meine Mutter, sie akklamiert heftig und voller Rührung.

In den letzten Tagen hat sie öfter frühere Begegnungen mit Herbst erwähnt. Eigentlich hätte ich schon stutzig werden müssen bei der Bedeutung, die sie diesen Treffen gab. Er war ihr, nach ihrer allerersten Buchpräsentation, zufällig über den Weg gelaufen, auf dem Parkplatz eines Gasthauses, sie hatte, wegen dem guten Omen, nicht gewagt, den *großen Dichter* anzusprechen.

Welches Gewicht sie dem ersten Wortwechsel zwischen ihnen zumaß, als sie einen kleinen, er aber damals schon einen großen Kulturpreis erhielt. Dass es ihnen recht geschehe, habe sie zu ihm gesagt, das fällt mir jetzt wieder ein, als ich Mutter dort oben applaudieren sehe. Und plötzlich wird mir klar, dass sie mir nur einen Teil ihrer Geschichte mit Herbst erzählt hat.

Meine Mutter. Und ihr Aberglauben.

*Bloß nicht das Glück zerschneiden*, das sagt sie immer, wenn man einmal ein Messer mit der Klinge nach oben liegen lässt.

Meine Mutter, sie hat mir nicht beigebracht, wie man seine Schuhbänder bindet. Aber mir allerlei sinnloses Zeug erzählt. Dass man im Juragebirge früher immer den jeweiligen Schutzengel mitbegrüßte: *Einen guten Tag Ihnen und Ihrer Begleitung*. Ob sie wohl den unsichtbaren Begleiter von Herbst auch mitbegrüßt hat? Ich möchte lieber nicht daran denken und rufe mir stattdessen in Erinnerung, wie sie in meiner Kindheit in allen Ecken des Hauses Schnupftabak ausgestreut hat, gegen die Kobolde. Beziehungsweise: für sie. Um sie uns wohlgesonnen zu halten. Dabei waren es nicht die Kobolde, sondern Mutters Zerstreutheit, die vieles verschwinden und an den unmöglichsten Orten oder nie wieder auftauchen ließ. Meine Zeugnisse etwa. Oder mir wichtige Dinge – wie meine erste Reiternadel. So

ist sie nun mal. Sie zermalmt zwar die Schalen der Eier, weil sonst Unglück droht. Doch um die alltäglichen Ordnungen schert sie sich keinen Deut.

Mutter, sie hat sehr wohl über ihn und sich zu mir gesprochen. Aber bis auf den einen Satz – sie habe *gerne in seine Keltenaugen geschaut* – ist sie dabei so mitteilungslos geblieben wie eine Qualle.

Da ist etwas Großes in dem Applaus. Ida wünscht sich, dass es anhielte. Aber wirklich Großes ist nie von Dauer.

In ihrer Verbindung mit Herbst hat es jedenfalls nicht angehalten. Dabei hatte es zweifellos bestanden.

Sie riecht Herbsts vertrauten Geruch. Sein Duftwasser ist ihr gleich bei der Begrüßung in die Nase gestiegen. Dabei gibt es diese Marke schon seit zwanzig Jahren nicht mehr im Handel; sie hatte selber danach gesucht, einst. Womöglich hat er sich davon einen Vorrat fürs Leben angelegt. Das würde zu ihm passen. Herbst hängt an seinen Gewohnheiten, am Alten, Bewährten. So wie an seiner mechanischen Schreibmaschine, einer *Groma* aus dem Chemnitztal. Bereits damals waren die Farbbänder Raritäten gewesen. Doch er hat es geschafft, alle Restbestände aufzukaufen, und schreibt sicher weiterhin auf ihr.

Vorhin, seine Hand in der ihren, fein, zart und kühl. Und seine Augen: lichtblau.

Er hat sich kaum verändert, seitdem sie ihn zum letzten Mal gesehen hat. Die zwei Jahrzehnte, die zwischen ihrem Auseinandergehen und jetzt liegen, werden nur

an seinem Gang deutlich – seine Schritte sind so viel langsamer geworden.

Sie hat ihn vermisst all die Jahre über, mal mehr, mal weniger. Doch gedacht, dass diese Sehnsucht mittlerweile längst zu einer Erinnerung geworden ist, dass sie einzig gerahmt im Blick zurück existiert. *Sie* hat ihn damals ja verlassen. Aber schon da geahnt, dass ein weiteres Wiedersehen, und sei es nur zum richtig Abschiednehmen, nicht dazu, sondern lediglich zu einer Weiterführung dessen, was war, führen würde.

Ob es wirklich bloß diese ungewohnte Wimperntusche ist, die ihre Augen tränen lässt?

Noch bevor Herbst Ida sieht, wiedersieht, vernimmt er den ganz eigenen Klang ihrer Schritte, hört, dass sie noch immer erscheint wie eine Zirkusreiterin, und denkt daran, dass er das letzte Mal als Kind, an der Hand seines Vaters, in einem Zirkus gewesen ist.

Idas Gang ist gleich geblieben. Und was ihr folgt, sind die Stiefelgeräusche von Juri Böhm, dieser Cowboyklang. Selbst wenn man die beiden nur hört, weiß man, sie sind von derselben Herde. Alles wie gehabt. Einzig die Zeit hat ihre Spuren hinterlassen.

Bloß nicht klagen – bei diesem Applaus. Doch: Sie hat zugenommen. Und sie wirkt zufrieden mit ihrem Juri. Böhm hat sich, das muss man ihm lassen, wirklich gut gehalten. Erstaunlich.

An Fülle gewonnen hat sie zwar. Aber ihr Haar ist fast noch wie früher, diese grauen Strähnen wirken wie absichtlich hineingefärbt. Absichtlich, wie dieses Kleid, was für eine Farbe! Sie hat sich in all der Zeit doch nur wenig verändert.